# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 285 Bromberg, den 13. Dezember 1932.


## Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.



6. Fortsetzung.) ——— 

Wir schoben den tropfenden Körper in die Blechröhre, der Stelzfüßige knallte den Deckel ins Schloß. Roheit gehörte zum Beruf. Wasserleichen waren keine Wickelkinder.

In Deutz mußten wir Umwege befahren, in den Hauptstraßen war kein Durchkommen möglich. Überall quollen die Massen der Regimenter, überall staute sich das winkende Volk. Ich wußte nicht mehr, daß ich auf zerschlissenen Strümpfen lahmte. Welches Scheusal mochte meine Stiefel gestohlen haben? Meine Sohlen spürten keinen Schmerz, taub war ich, vielleicht hatte ich meine letzten Nerven für ein Abenteuer zermalmt, das keinen Nutzen hatte, vielleicht aber einen Sinn. Glückliches Ahnen in mir: eine Leiche durfte mich wieder traurig stimmen! — Wie hatte ich das verlernen müssen.

Auf meine Frage, ob der Weg noch weit sei, sagte der Polizist: „Wir müssen zum Spital, in drei Minuten sind wir da!"

Auf den Straßen blieben die Menschen stehen, als sei unser Schauspiel eines Staunens wert. Einmal kam auch ein Pastor daher; er lüftete das Barett und schlug an seine Brust.

Und meine Füße bluteten? Vielleicht hatte ich in Scherben getreten. Es gab viele Scherben heute.

Am Spital wurde ein eisernes Hoftor geöffnet, wir flüchteten uns hindurch. Der Stelzfüßige klappte den Deckel an der Blechröhre wieder auf, zwei alte Wärter halfen mir, die Ertrunkene ins Schauhaus zu tragen. Wir mußten durch kalte Mauern und krumme Gänge, die alle nach Karbol und Schlachthof rochen. In einem fensterlosen Raum legten wir den nassen Körper auf einen Tisch, und als ich die Hände wieder frei hatte, sah ich mich genauer um: Wohl zwanzig Tote ruhten hier mit wächsernen Masken, darunter auch einige Soldaten. Drüben lag gar eine Selbstmörderin, ihr Gesicht war veilchenblau vom Gas und spitz wie bei einem Fisch. Ich blickte auf meine Hände und sah, daß sie sich von selber falteten.

Da wir auf den Arzt warten mußten, betrachtete ich mir die Tote, die ich aus dem Rhein gezogen hatte. Ihr Gesicht war keineswegs friedlich, das junge Weib mußte mit der Seele gekämpft haben. Eine Schönheit war das Mädchen auch nicht, doch hätte man es liebhaben können; denn der kleine Mund schien immer noch um Trost zu betteln, die Augenlider waren wund wie rohes Fleisch. Vom vielen Weinen? Ich dachte: wie magst du nun geheißen haben? Die geknoteten Haare sehen nach Katharina aus, die strengen Wangen nach Brigitte oder nach Edith. Aber die weiche Hand deutet wieder mehr auf Cäcilie, die gebogene Nase auf Louise . . .

Das kleine Kind, das in mir wohnte, war wieder wach geworden.

Da ich mich schwach fühlte, setzte ich mich auf einen Holzbock. Kaum hatte ich mich gesetzt, kam der Arzt, also mußte ich wieder aufstehen. Der Arzt, der einen weißen Malerkittel trug mit einem Hörrohr in der Brusttasche, sah blaß und überarbeitet aus; wann hatten diese Leute auch Schlaf finden können. Der Doktor fragte: „Wo ist der Zugang?"

Das war damals so: Während meine Gedanken zwischen Brigitte, Louise und Edith musizierten, sagte der Arzt: „Wo ist der Zugang?" Das schnitt wie ein kaltes Messer. Ich zeigte auf die Tote. Der Doktor kniff ihr die Augenlider um, fühlte nach dem Puls, horchte an der Brust und plärrte mir dann ins Gesicht: „Dämel, die lebt doch!"

Ein Knüppel fuhr an meine Stirn . . .

Als ich wieder erwachte, lag ich im blau gestreiften Lazarettmantel auf der Matratze eines Feldbettes, an einem stinkenden Kanonenofen hingen meine Klamotten zum Trocknen: Hemd, Unterhose und das andre Zeug. Und als ich mich bewegte, klapperte ein Eisbeutel auf meinem Schädel, unter der Achsel stak ein Thermometer. War ich krank?

Ein Sonnenstrahl fiel täppisch auf meinen Bauch, meine Därme grunzten, irgendwo schlug ein Kirchturm. Ich zählte: vier Uhr. Im November zu dieser Stunde noch Sonne. Ein Trinkgeld. Und die Tote lebte noch? Ich lachte aus vollem Halse. Ich lachte wie ein beschenktes Kind. Ich lachte so laut, daß die Tür geöffnet wurde und ein entsetztes Aufgebot in die Stube stürzte: Ein Arzt, zwei Nonnen und drei handfeste Sanitäter. Gewiß, man hielt mich für tobsüchtig, für fiebertoll, für besessen. Der Doktor grinste, die Nonnen lächelten, mich entzückten diese Unterschiede in den Gesichtern. Nur die Sanitäter glotzten stur, als müßten sie mit der Zwangsjacke kommen. Der Arzt fragte: „Himmerod, wie geht's? Wie fühlen Sie sich?"

Ich staunte: „Sie kennen mich?"

„Na ja, von der Blechmarke her!"

Die Nonnen verschwanden mit den Wärtern, der Arzt setzte sich zu mir ans Bett. Da er etwas erzählen wollte, ließ ich ihn plaudern. Oder sollte ich ihn mit einem Wasserfall von Fragen überschütten? Neugier rumorte in meinem Kopf, aber ich ließ den Doktor erzählen, er war ja wild darauf, seine zwinkernden Chinesenaugen verrieten es.

„Himmerod, Sie haben schlapp gemacht!"

Ich ärgerte mich.

„Himmerod, das Mädel lebt, das arme Ding liegt besinnungslos auf meiner Station. Fiebern tut sie, solch ein Bad hat seine Mucken. Und das Kind kann auch noch gerettet werden — —!"

„Kind — —?"

Bei dieser Frage richtete ich mich hoch, die Matratze quietschte unter meinem Hintern.

„Sie wissen das nicht?"

Ich wollte sprechen, ich wollte antworten, — mein Mund hatte keinen Speichel mehr. Mein Gaumen versuchte zu schlucken. Vergeblich. Ich blickte in den Spiegel, der vor mir an der Kalkwand hing: ein Tölpel staunte mich an! Der Doktor mit den Chinesenaugen erzählte weiter: „Sie hatten keine Ahnung . . .?"

Ich winkte ab.

„ . . daß das Mädel schwanger war? Daß es Selbstmord verüben wollte?"

Ich fiel auf die Matratze zurück, der Doktor öffnete das Fenster halb, für frischen Wind hatte ich Verwendung. Nun wußte ich auch, warum ich eben nicht antworten konnte: Das Heulen war mir nahe gewesen, aber jetzt fand ich mich wieder. Also sprach ich heiser: „Herr Doktor, dann hätte ich also . . . zwei Menschen gerettet?"

„Wir hoffen es, nächste Woche wissen wir mehr!"

„Und das Mädel wollte so naß verschwinden, weil es Mutter wurde?"

Eine Nonne klopfte, der Arzt wurde zu einer Operation gerufen. Ich hielt ihn am weißen Zipfel fest: „Noch eins, — heißt sie Brigitte? Oder Katharina? Oder Louise?"

Der Doktor schmunzelte: „Maria! — In ihrer Bluse stak ein durchnäßter Abschiedsbrief!"

Ich war wieder allein mit meiner Matratze und meinem Kanonenofen, an dem meine Klamotten trockneten. Es duftete lieblich. Die Dunkelheit kroch schon ins Zimmer, die Dämmerung wirkte wie Baldrian. Ruhig und wie gesalbt pochte meine Seele, es strömte in ihr etwas zusammen, was gestern noch ein Strudel war. Ich hatte Durst, wem sollte ich es klagen? Ich schob Kohldampf, wo durfte ich fordern? Vor der Tür tappten Schritte, hin und her und her und hin, es gab ja keine Gummiabsätze mehr. Auch in diesem Hause war die Aufregung daheim. Wo es nach Jodoform und Schleimsuppe roch, gab es nur Sorgen und stöhnendes Leid.

Maria hieß sie. Mutter war sie. Ei warum, ei darum, — ich hörte wieder Militärmusik, fern und dünn, wieviele Soldaten mochten noch über die Ufer strömen?

Maria hieß sie. Ich schloß die Augen, um mich ihres blutlosen Gesichtes zu erinnern. Wir hatten sie tot abgeliefert, wir hatten sie in einer Blechröhre aufgegeben, aber die Weisheit eines Tüchtigen erkannte zwei Leben in einem zerbrochenen!

Ich tröstete mich: Nun hast du die Fährte des Untergangs verloren. Wenn Maria und das Kind leben dürfen, dann darf noch vieles leben!

In der Ferne marschierten die ruhelosen Millionen. Vor der Tür klirrten Scherben, da war einem das Geschirr vom Tablett gerutscht. Ein Arzt schimpfte gründlich, ich hörte ihn sagen: „Sorgen Sie sofort für Neues!"

Das war schon etwas: der Arzt und das Neue!

Ich döste. Fünf Minuten. Fünf Stunden. Welche Oase. Dann haute einer auf die Klinke, daß ich zusammenfuhr. Jemand brachte einen Napf mit Essen. Erkennen konnte ich nichts, es war schon finster im Raum. Der Jemand mußte aber ein Mann sein, denn er knallte den Napf auf den Tisch, als sei meine Stube eine Zuchthauszelle. Ich bat: „Kamerad, bitte einen Löffel, bitte auch etwas Licht!"

Der Jemand verschwand und ließ die Tür offen, so daß mir ein eisiger Durchzug um die Ohren schlug. Ich blieb aber geduldig, so ein Wärter hatte den Kopf voll.

Und er kam wieder, der männliche Jemand, mürrisch und knurrend. In der Linken einen Blechlöffel, rechts eine Kerze. Da die Flamme sich im Durchzug quer legte und erlöschen wollte, sagte ich friedlich: „Kamerad, mach die Tür bitte zu!"

Da kam ich an den Richtigen. Der Lulatsch rülpste mich an: „Mach's Fenster zu, wenn's Licht ausgeht. Warum soll ich die Tür — — —!"

Fenster hin, Tür her: Ich sprang von der Matratze, schloß das Fenster, schloß auch die Tür. Wenn das Licht in Gefahr ist, darf man nicht lange krakeelen. Nun gab es keinen Durchzug mehr. Ich besah mir meinen Gast genauer, und da ich ihn musterte, so, wie man einen mustert, an dem man Freude hat, bellte er: „Bin ich denn dein Hausknecht —?"

Das war mir zu viel. Ich verbog dem Kerl mit einem saftigen Treffer das Maul, dann war ich an der Reihe: „Hab ich dich mit Kamerad oder mit Hausknecht angeredet? Ich hab zwei Menschen gerettet, ohne deren Knecht zu sein. Kapierst du das, du Dreckhammel?"

Der Kerl winselte. Es tat mir schon wieder leid, dieses Produkt seines neuen Reiches geprügelt zu haben. Ich ärgerte mich schon über meine Überheblichkeit.

Der Ärmste kroch aus seiner Ecke, hielt sich das blutende Kinn und riß die Tür auf. Dann brüllte er, daß das Haus zusammenlief: „Hilfe, Hilfe!"

So etwas liebte ich. Natürlich kam der Stationsarzt, natürlich kamen die Nonnen, natürlich kamen Verwundete, Sanitäter, was weiß ich. Der Doktor schickte den Blutenden zur Wasserleitung, mich fragte er mit seinem gutmütigen Chinesengesicht: „Was war denn los?"

Ich zog den Arzt in die Stube und schloß die Tür, damit sich die andern ärgern sollten. Ja, die dadraußen im Flur ergriffen jetzt Partei gegen mich, bloß weil ich die Tür vor ihrer Neugier verrammelte. Also: „Herr Doktor, ich bitte um Entschuldigung, so und so lag der Fall!"

Der Doktor nahm seine Hornbrille ab, juckte sich an den Augen und meinte: „Himmerod, gewiß, alles schön und gut, aber seien Sie vorsichtig, den Kirl sticht der Hafer, der bringt alles in die Parteizeitung, der hat so gewisse Verbindungen!"

„Herr Doktor, dann bitte ich um meinen Entlassungsschein."

„Himmerod, aber warum — —?"

„Herr Doktor, wenn sich auch hier im Spital schon die Tüchtigen den Frechen beugen, dann muß ich gehen, dann muß ich verzichten. Bitte, geben Sie mir meinen Entlassungsschein, führen Sie mich noch einmal an das Bett der Maria, dann haue ich ab!"

Der Arzt schnippte die Schultern hoch. Ein Ratloser. Und ich bot ihm doch Gelegenheit, sich bequem aus der Klemme zu ziehen. Er brauchte doch nur dem Flegel zu sagen, ich sei sofort an die Luft gesetzt worden. Dann würde auch die Parteizeitung berichten können, im Hospital zu Deutz herrsche noch Gerechtigkeit.

Ich war wieder allein mit meinem Kanonenofen und meinem Reisbrei. Die Kerze hatte den Datterich, der Ofen knisterte. Ich fischte nach Fleisch und fand drei Würfelchen vom Rind. Vielleicht auch vom Gaul. Während ich den Löffel auslutschte, hatte ich meine Gedanken: So weit sind wir nun. Solch ein verhetzter Satan markiert den entfesselten Sklaven. Und wer ihm nicht gerade recht gibt, der hat doch mindestens die Hose gestrichen voll vor ihm. So wie der Doktor mit den gutmütigen Chinesenaugen. Welche Aussichten. Kamerad, mach die Tür zu! Hatte ich etwas Unwürdiges verlangt? Hundsfötterei, verdammte.

Ich hatte immer an Werke geglaubt, denen jeder dient nach seiner Eignung und Kraft. So will es die Ordnung, so will es die Natur. Wenn nun jeder immer erst fragen wollte, was kriege ich dafür? Wie sollte der Himmel noch regnen! Wie sollte die Sonne noch wärmen! Durfte es jetzt keine Opfernden und keine Freiwilligen mehr geben? Opfernde und Freiwillige bei den Gebenden und Nehmenden? Wo sollte Deutschland wieder beginnen, wenn nicht im Herzen? So, wie Amerika im Gehirn beginnt. So, wie England im Geldbeutel beginnt. So, wie Frankreich in der Galle beginnt. Man hatte den Soldaten gekündigt, um den Söldner zu züchten. Da lag es!

(Fortsetzung folgt.)

## Der Umweg.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

Babett stemmte eifernd die Hände in die Hüften. „Was redest du eigentlich? Warum soll ist mich von einer schönen Limousine nicht mitnehmen lassen, wenn ich mich kaum auf den Beinen halten kann? Ich denke gar nicht daran, immer erst zu überlegen — und zu verzichten und vielleicht zuzusehen, wie andere sich amüsieren."

Die Freundin legte gelassen ihre Stenogramme zusammen. „Du bist doch kein Kind mehr, Babett. Irgend etwas mußt du dir dabei denken."

Babett überlegte nicht lange. „Ich denke, daß er mich gern hat."

Ein spöttisches Lachen antwortete. Wie arglos war doch diese Kleine!

Dann rasselten wieder die Schreibmaschinen. Babett ärgerte sich. Sie wollte nicht altmodisch und unwissend erscheinen, und von ihren Lippen kamen oft Dinge, die sie selbst kaum verstand. Aber im Grunde war sie ein liebes und vernünftiges Mädel, mit etwas Leichtsinn und Sehnsucht — weil sie jung war — und etwas Koketterie und Eitelkeit — weil sie hübsch war. Wie konnte Mia allen diesen harmlosen

Erlebnissen eine andere Deutung geben! Was blieb dann überhaupt noch, das erlebt werden konnte?

Und was war Schlimmes an der Art, wie sie Harry Mahlow kennen gelernt hatte? Es war sehr nett von ihm gewesen, sie nach Hause zu fahren, als sie im strömenden Regen an der Straßenbahnhaltestelle stand. Und hätte er sich dann einfach verabschiedet, wäre Babett vielleicht sehr verwundert gewesen.

So kam es, daß sie sich allmählich an die roten Polster gewöhnte und an das große Segeltuchverdeck. Sie empfand es köstlich, im eleganten Wagen durch die Straßen zu fahren, dann hinaus an einen Waldrand, lächelnd in die heitere Welt zu sehen — und zuzuhören, was der Mann neben ihr sprach.

Und nur das eine übersah Babett: Daß sie für diesen Mann mehr war als ein unbefangenes Mädchen, das spazieren fahren wollte.

Eine leise Ahnung davon überkam sie, als sie mit Harry Mahlow an einem Sonnabend Abend in dem Wagen saß, ein wenig benommen vom Wein und Tanz, den Kopf zurückgelehnt — und draußen Dunkelheit, anbrechende Nacht.

„Wohin fahren wir denn?"

„Heute fahren wir ins Glück, Babett!"

Ins Glück — sie war doch schon glücklich. Aber vielleicht gab es noch mehr, vielleicht . . .

Eine Eisenbahnlinie kreuzte die Straße; hinter dem Bahnwärterhaus sah man das weiße Band der Landstraße in weitem Bogen hinter dem Walde im Dunkel verschwinden. Der Wagen hielt, denn mit dem dünnen Klang der Glocke legte sich die Schranke über das Pflaster.

Dann rollte der Zug vorbei, ein Vorortzug mit hell erleuchteten Fenstern.

Babetts Augen sahen gespannt auf diesen Zug, der sich wie ein helles Band durch den Abend schlang. Menschen waren darin, die in ihr Zuhause fuhren, lachend, zufrieden, die im Licht saßen und auf den geraden Weg der Schienen vertrauten — die eine Fahrkarte bezahlten und wußten, wohin sie fuhren. —

Aber Babett saß in dem roten Auto und hatte nicht bezahlt und wußte nicht, wohin sie fuhr. Doch, jetzt wußte sie es; als der Zug vorbei war, sah sie wieder die dunkle Straße vor sich, das Ungewisse und doch Gewisse, und da fühlte sie sich verlassen und fror.

„Schrecklich mit diesen Schranken!" schimpfte Mahlow und wollte auf den Starter drücken.

„Meinen Sie?" sagte Babett kleinlaut und stieg aus dem Wagen. Sie hörte nicht, was der Mann hinter ihr herrief. Sie lief an dem Wärterhaus vorbei, da war ein schmaler Weg, und weit entfernt in der Richtung der Schienen sah sie Lichter. Da war ein Bahnhof, jetzt entsann sie sich. Sie wollte heim! Sie hörte das Näherkommen eines Zuges. Schweratmend erreichte sie die Straße, die über die Schienen nach dem Bahnhof führte. Der Zug fuhr gerade ein. In demselben Augenblick senkte sich die Schranke, den Weg versperrend. Fast wäre Babett gegen den Mast geprallt.

Da stand sie nun und sah, wie der Zug fauchend die Station verließ, und sie wußte, es war der letzte. Sie hatte es sich zu spät überlegt; es war doch ihre Schuld, daß Harry nur an ein Abenteuer dachte, und sie hatte nicht beizeiten das rechte Wort gefunden. Es half gar nichts, wenn sie jetzt einsah, daß sie ihn viel lieber hatte als den Wagen.

Mit einem leisen Knirschen der Bremsen hielt eine rote Limousine neben Babett. Und als sie aufsah, war es Harry Mahlow, der die Tür geöffnet hielt: „Komm doch, Babett, ich fahre dich nach Hause."

Sie sah in sein Gesicht. Es war verändert, bittend, vertrauensvoll. Da stieg sie ein. „Wo kommst du denn her?"

„Ich wußte, daß du nach dem Bahnhof liefst. Da mußte ich mir auch einen Weg suchen, um dich einzuholen. Ich hab' doch nicht gewußt, Babett — ich —"

Sie schloß ihm mit der Hand den Mund. Aber er sprach weiter: „Es war gut so, daß du ausstiegst, Babett. Ich habe einen Umweg machen müssen, aber ich habe dich doch gefunden. Und nun freu ich mich noch viel mehr . . ."

Babett verstand ihn. Sie hielt seine Hände fest. Vor ihnen lagen die Lichter der Stadt, in die sie zurückfuhren — Gewißheit und Verbundensein.

*

„Nun, ist das Abenteuer mit dem Auto immer noch nicht zu Ende?" fragte die Freundin während der Frühstückspause.

Babett goß sich ruhig den Kaffee ein. „Harry will den Wagen verkaufen. Er meint, eine Wohnungseinrichtung ist wichtiger für uns."

---

# Gold! Gold in Venezuela.

**Der märchenhafte Fund des Digger Suen Mayor.**

Am Golde hängt,
nach Golde drängt
doch alles.
Ach, wir Armen!

Gold! Gold! Immer wieder hallt von Jahr zu Jahr dieser Ruf durch die Welt, der tausende von abenteuerlustigen Menschen auf die Wanderschaft treibt. Unvergessen ist der Sturm nach Alaska, als bekannt wurde, daß dort Gold vorkommt. Mit Weib und Kind zogen die Goldgräber aus, wanderten durch unwirtliche Gegenden, nahmen alle Leiden und Strapazen auf sich, um das gleißende Metall zu finden und damit in kurzer Zeit ihr Glück zu machen. Aber von den Tausenden, die auszogen, kamen viele gar nicht ans Ziel, da die Strapazen der Wanderung zu groß waren. Von jenen, die tatsächlich nach Alaska kamen, haben nur einige wenige das große Glück gemacht. Das Goldsuchen ist eine mühselige Arbeit, deren Erfolg im voraus gar nicht zu berechnen ist. Die eigentlichen Nutznießer jedes Goldsturms waren jene Leute, die die Goldgräber, man kann fast sagen, bis aufs Hemd ausplünderten. Die Geschäfte, Restaurants, Bars blühen in den Goldgräberstädten. Aber alles ist irrsinnig teuer. Wer sich in eine Goldgräberstadt setzt, will die Jahre, die er hier verbringt und die für ihn verloren sind, mit möglichst großem Verdienst ausnutzen.

Es gibt Goldgräberstädte, in denen über 10 000 Menschen waren, die heute vollständig verlassen sind. Ruinenstädte, in denen nur ein paar Menschen hausen. In wenigen Wochen schossen diese Städte aus dem Erdboden. Aber nachdem sich einmal herausstellt, daß das Goldvorkommen nur sehr gering ist, oder daß die Goldgewinnung so mit technischen Schwierigkeiten verknüpft ist, daß der einzelne gar nicht dazu in der Lage ist, bricht Not und Elend unter den Goldgräbern aus. Um eine große Enttäuschung reicher verlassen sie die Stätte, in der sie die Erfüllung des Traumes ihres Lebens erhofft haben. Trotz all dieser Schwierigkeiten führen jedoch tausende und abertausende von Abenteurern noch heute ein Leben von Entbehrungen und Gefahren, voll Hoffnungen auf der Suche nach neuen Goldadern.

Soeben erst wieder hat die Hoffnung der Goldgräber aller Welt neue Nahrung gefunden; denn eine amtliche Meldung der Regierung von Venezuela besagt, daß in dem abgelegenen Gebiete von Tuyui in der Nähe des Flusses Chicanan mitten im Walde von Venezolanisch-Guyana eine äußerst reiche Goldmine entdeckt worden ist, die viel ertragreicher zu werden verspricht als die bekannte Ader von El Callao. Ihr Entdecker ist ein alter Goldgräber namens Suen Mayor, der über zwei Jahrzehnte hindurch vergebens dem gelben Metall nachjagte. Wohl fand er hier und da kleine Goldmengen, aber den Erlös verbraucht er vollständig für sich. Es reichte kaum für das Notdürftigste aus. Suen Mayor wurde über dem aufreibenden Kampf bei der Suche nach Gold ein alter Mann. Eines Tages gab er seinen Claim auf und zog in den Urwald. Seine Nachbarn lächelten über das Vorhaben des alten Goldgräbers; denn anstatt eine kleine, wenn auch kümmerliche Einnahme zu haben, stürzte sich Suen Mayor, unbelehrt von den Erfahrungen der letzten 20 Jahre, in ein ungewisses Abenteuer.

Doch mit dem Goldgräber war das Glück. Mitten im Urwald steckte er sich einen Claim ab und begann zu graben. Nachdem er einige Meter in den Boden eingedrungen war, entdeckte er Gold, und zwar hatte er das unerhörte Glück, auf eine reiche und ergiebige Goldader gestoßen zu sein. Innerhalb von zehn Tagen grub er mehr als 800 000 Gramm = 27 000 Unzen Gold. Die Kunde von dem Funde Suen Mayors verbreitete sich mit rasender Geschwindigkeit. Zwölf Digger folgten Suen Mayor, und auch sie

haben noch Gold gefunden. Der glückliche Entdecker der Goldmine hingegen verhandelt schon jetzt mit der Regierung, um ihr die von ihm entdeckte Goldmine zu verkaufen.

Venezuela ist das Land, das schon seit mehreren Jahren als das zukunftsreichste Goldland der Welt gilt. Im Gegensatz zu der großen Kälte, die beispielsweise in Kanada und in Nordschweden den Goldsuchern das Leben zur Hölle gemacht hat, herrscht in Venezuela eine furchtbare Hitze. Aber alle Unbilden des Klimas nehmen die Goldgräber auf sich, wenn nur eine Aussicht dafür besteht, daß sie durch das Finden von Gold reich werden. Im allgemeinen haben sich die Goldminen Venezuelas als recht ergiebig erwiesen. So gibt es Schächte, die allerdings nur von Aktiengesellschaften betrieben werden können, die eine jährliche Ergiebigkeit von 550 Kilogramm Gold haben. Schon vor Jahren ist es vorgekommen, daß ein Goldgräber im Laufe eines Vierteljahres aus einer von ihm entdeckten Erzmine 21 000 Unzen Gold (1 Unze = 30 Gramm) gewann. Das wurde als eine ganz besondere Leistung hervorgehoben und ermutigte viele Goldgräber, weiter auszuharren. Ein Vergleich mit dem Fund Suen Mayors zeigt, wie ergiebig die neuentdeckte Goldmine sein muß.

Die Goldlager Venezuelas liegen im Osten der Republik und reichen bis auf das britische Territorium Guyana. Sie konzentrieren sich hauptsächlich auf das Gebiet zwischen den Flüssen Caroni und Cuyni. Die einzige größere Stadt der Gegend heißt Guacipati. Sie bildet das Zentrum für alle Goldsucher, die von hier aus ein Gebiet von über 100 000 Kilometern durchforschen. Aus der Angabe der Ausdehnung dieses Gebietes geht hervor, welch Glückszufall Suen Mayor geholfen hat. Venezuela hat, im Gegensatz zu anderen Goldländern, noch einen großen Vorteil: die Goldgewinnung ist unter Umständen sehr leicht. Denn infolge heftiger Regengüsse werden Goldadern freigelegt, so daß das Gold leicht gewonnen werden kann. In anderen Goldgebieten finden sich die Goldadern oft so mit anderen Erzadern verknüpft, daß das Gold nur unter den größten Schwierigkeiten gewonnen werden kann, wozu u. a. große Maschinen gehören. In einem solchen Fall hat kein Goldgräber die Möglichkeit, reich zu werden. Alle müssen dann zu relativ niedrigem Lohn in den Goldbergwerken arbeiten, wo sie zumeist an Leib und Seele verelenden.

## Bunte Chronik

### Italien besitzt 30 Millionen Kaninchen.

Die Stadt Bozen war zum Ausstellungsort der 1. italienischen Reichs-Pelztierzucht-Ausstellung ausersehen worden, die unter dem Protektorat des Herzogs von Pistoia veranstaltet worden war und vor ein'gen Tagen mit einem vollen Erfolg geschlossen wurde. Die volkswirtschaftliche Wichtigkeit und Notwendigkeit einer gepflegten Pelztierzucht in Italien wurde in der Eröffnungsrede des Ackerbauministers Marescalchi besonders hervorgehoben. Für 200 Millionen Lire verbraucht Italien jährlich Pelze. Davon wandern hundert Millionen ins Ausland. Italien zählt jetzt zirka hundert Edel-Pelztierfarmen nach deutschem Muster. Die Ausbeute ist aber zu gering, um damit den Inlandsbedarf decken zu können. Wenn die Zuchterfolge in Edelpelztieren einen ebenso großen Aufschwung wie die italienische Kaninchenzucht genommen hätte, würde Italien ein führendes Exportland in Pelzwaren geworden sein ... Die anläßlich dieser 1. Reichsausstellung vorgenommene Zählung der Hauskaninchen ergab das überraschende Resultat von 30 Millionen Kaninchen, dem vor wenigen Jahren nur 5 Millionen gegenüberstanden. In Alessandria verarbeiten zum Beispiel gleich zwei Hutfabriken täglich 3000 Kaninchenfelle. Das jährliche Fleisch, das diese Kaninchenmenge der Volkswirtschaft liefert, ist dem Fleisch von 300 000 Stück mittelgroßen Rindviehes gleichzusetzen!

### Die Zeitungssinfonie.

Der amerikanische Komponist Ferdinand Grove hat eine Sinfonie vollendet, die der modernen Programm-Musik neue Wege eröffnen will. Das Grundthema der sinfonischen Dichtung bildet die Zeitung von heute. Grove nennt seine Sinfonie „Tabloid", nach dem Namen jener amerikanischen Blätter, die der französischen Boulevardpresse ähneln. Das allen vier Sätzen gemeine Hauptmotiv der Sinfonie lehnt sich dem Rhythmus der Schreibmaschine an, wie denn auch das Grundmotiv die Tempobezeichnung trägt: „Rhythmus der Schreibmaschine".

### Gegen wen?

Die etwas eigenartige Einstellung der meisten Amerikaner der Kunst gegenüber zeigte typisch ein Gespräch zwischen einem Reporter und dem Vater des berühmten Violinisten Mischa Elman. Der Journalist wollte gern wissen, weshalb sein berühmter Sohn so selten in Europa spiele. Da erwiderte der Vater geringschätzig: „Ach, wissen Sie, Paganini lebt nicht mehr, Sarasate ist tot, Josef Joachim ist tot, Ysaje ist gestorben, Kreisler und Hubermann treten nur noch selten auf — gegen wen soll der Junge spielen?"

---

## Lustige Ecke

### Zerstreut.

Gauner (aus dem Wirtshaus herauskommend): „Ach, du lieber Gott! Jetzt habe ich in meiner Zerstreutheit meine Zeche bezahlt!"

*

### Wie er's meint.

„Herr Zulp, Sie sind ein Doppelverdiener."
„Ich? Wieso?"
„Sie verdienen rechts und links eine 'runtergehauen!"

*

* Sparsam. „Herr Doktor, Sie haben mir vor fünf Jahren eine Brille verschrieben, aber meine Augen sind nur schlechter geworden."
„Haben Sie die Brille noch?"
„Natürlich, es ist ein Erbstück, das noch von meinem Großvater stammt."

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.